

FRANCESCA  
CARTIER BRICKELL

DIE  
CARTIERS

EINE FAMILIE  
UND IHR IMPERIUM

INSEL





FRANCESCA  
CARTIER BRICKELL

 DIE   
CARTIERS

---

EINE FAMILIE UND IHR IMPERIUM

*Aus dem Englischen von Frank Sievers*

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *The Cartiers. The Untold Story of  
the Family behind the Jewelry Empire*

Copyright © 2019 by Francesca Cartier Brickell

Published in the United States by Ballantine Books, an imprint of  
Random House, a division of Penguin Random House LLC, New York.



Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch

eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung des

Originalumschlags von Ballantine Books, Entwurf: Nick Misani

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

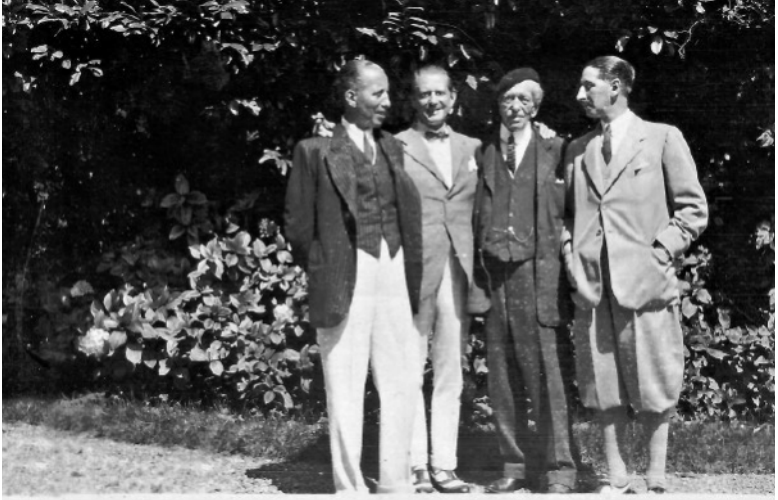
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64365-4

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

DIE  
CARTIERS



*Die drei Cartier-Brüder mit ihrem Vater.  
Von links nach rechts: Pierre, Louis, Alfred und Jacques. <sup>[1]</sup>*

Für meinen Großvater und meine Kinder



**BILDTEIL 1**

... nach Seite 256

**BILDTEIL 2**

... nach Seite 464

**UNTER DIE LUPE GENOMMEN:**

Die Cartier Tank	... 130
Der Cartier'sche Kosmetikkoffer	... 264
Die Pendules Mystérieuses	... 278
Die Romanow-Smaragde	... 321
»Ägyptische« Juwelen	... 335
Die Patiala-Halskette	... 357
Das Akademieschwert	... 376
Der Tutti-Frutti-Schmuck und das Hindu-Collier	... 400
Der »Cartier-Stil«	... 519
Die wilden Katzen	... 539
Die Crash	... 606

# INHALT

<i>Einleitung</i>	... 11
<b>ERSTER TEIL: Die Anfänge (1819-1897)</b>	
1. Vater und Sohn: Louis-François und Alfred (1819-1897)	... 25
<b>ZWEITER TEIL: Teilen und herrschen (1898-1919)</b>	
2. Louis (1898-1919)	... 73
3. Pierre (1902-1919)	... 139
4. Jacques (1906-1919)	... 190
<b>DRITTER TEIL: Wir imitieren nicht, wir kreieren (1920-1939)</b>	
5. Steine – Paris: Anfang der 1920er Jahre	... 237
6. Moicartier – New York: Mitte der 1920er Jahre	... 287
7. Edel – London: Ende der 1920er Jahre	... 327
8. Diamanten und Depression: Die 1930er Jahre	... 365
<b>VIERTER TEIL: Der Zerfall (1939-1974)</b>	
9. Die Welt im Krieg (1939-1944)	... 447
10. Cousins in entbehrrungsreichen Zeiten (1945-1956)	... 501
11. Das Ende einer Ära (1957-1974)	... 569
Nachwort	... 623
Danksagung	... 629
Nachbemerkung der Autorin	... 634
Stammbaum	... 636
Zeittafel	... 638
Anmerkungen	... 642
Bibliografie	... 682
Bildnachweis	... 694
Register	... 698



## EINLEITUNG

Vor ein paar Jahren trafen sich vier Generationen meiner Familie im Haus meines Großvaters in Südfrankreich, um seinen 90. Geburtstag zu feiern. Während wir dort an diesem warmen Julimorgen auf der Terrasse saßen und unser übliches Urlaubsfrühstück einnahmen, frische Croissants mit Marmelade, musste ich plötzlich daran denken, was dieser wundervolle Mann am Kopfende des Tisches in seinem Leben alles durchgemacht hatte. Unvorstellbar, wie viele weltverändernde Ereignisse Jean-Jacques Cartier, Jahrgang 1919, aus nächster Nähe miterlebt hatte. Wie unzählige andere Menschen seiner Generation litt er unter der verheerenden Weltwirtschaftskrise und war als Soldat im Zweiten Weltkrieg. Er hatte mehr Jahre seines Lebens in den Goldenen Zwanzigern verbracht als im 21. Jahrhundert. Trotzdem war er an diesem Tag einfach nur mein Großvater, ein Mann mit ordentlich gekämmten weißen Haaren, Schnauzbart und lächelnden blauen Augen, der seine Geburtstagskarten las. Doch dieser Eindruck sollte sich bald ändern. Gleich würde ich eine Entdeckung machen, die mich tief in seine Vergangenheit und das Leben meiner Vorfahren führen sollte.

Nachdem wir unseren Kaffee getrunken hatten, überlegten wir in aller Ruhe, was wir heute unternehmen könnten. Wir wollten meinen Großvater an seinem Geburtstag verwöhnen, aber ihm behagte es nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Er wollte wie immer, dass es um die anderen ging. Als wir klein waren, staunten meine Geschwister und ich immer, dass er an seinem eigenen Geburtstag lieber selbst etwas verschenkte, als Geschenke zu bekommen. Einmal stand plötzlich ein großer Sandkasten aus Holz auf seiner Terrasse, ein andermal mehrere Fahrräder, auf denen wir durch seinen Garten düsen durften. Diesmal verkündete er, er habe eine erlesene Flasche Champagner für diesen Tag aufbewahrt.

Ich bot ihm an, die Flasche zu holen, und ging nach unten in den Weinkeller. Im schummrigen Licht suchte ich die Regale ab, konnte die Flasche jedoch nicht finden, weshalb ich mich weiter im Keller umsah. Mein Großvater war bekannt dafür, niemals etwas wegzuworfen, und so war der Raum mit den verschiedensten Dingen vollgestellt, Kartons mit Gebrauchsanweisungen für längst ausrangierte Elektrogeräte, Kisten mit alten Kleidern, die nach Mottenkugeln rochen, und unzähligen Ausgaben der Zeitschrift *Horse & Hound*. Nur der Champagner war nicht zu finden. Ich wollte schon aufgeben und mit leeren Händen zurückkehren, als mir ein großer Koffer auffiel, der in einer Ecke nahe der Tür stand. Darauf lagen diverse Gegenstände, bedeckt von einer dicken Staubschicht. Dass sich ausgerechnet darin der Champagner befinden sollte, war unwahrscheinlich, aber der Koffer hatte meine Neugierde geweckt.

Ich schob ein hohes, schmales Weinregal aus Metall, auf dem eine einsame Flasche Orangina vor sich hin gammelte, beiseite und bahnte mir einen Weg durch Stapel vergilbter Zeitungen aus den 1970er Jahren, bis sich mir der Reisekoffer in seiner vollen geschundenen Schönheit offenbarte. Er war schwarz mit braunen Lederriemen, trug keinerlei Beschriftung, aber an den Seiten Spuren vergangener Zeiten: verblichene Aufkleber von Pariser Bahnhöfen und exotischen Hotels aus Fernost. Ich kniete mich hin und schnallte vorsichtig die zerschlissenen Riemen auf, damit sie mir nicht gleich zwischen den Fingern zerbröselten. Und dann hob ich, ganz allein da unten im Dämmerlicht dieses Weinkellers, langsam den Deckel. In dem Koffer lagen Hunderte und Aberhunderte von Briefen. Fein säuberlich zu kleinen Bündeln geschnürt, mit verblichenen Fäden in Gelb, Rosa und Rot, auf jedem Stapel eine dicke weiße Karte mit einer Notiz in wunderschöner Handschrift.

Mein Großvater gehörte zur vierten Generation des berühmten Familienunternehmens Cartier und war der Letzte seiner Generation, der eine Filiale leitete, ehe das Unternehmen in den 1970er Jahren verkauft wurde. Der Koffer musste noch seinem Vater Jacques Cartier gehört haben. Hier, so dachte ich, während ich durch die Briefe blätterte, lag nun also die Geschichte eines Familienunternehmens verborgen, das einige der berühmtesten Juwelen der Welt für einige

der berühmtesten Namen der Welt kreierte hat. Dieser Koffer würde mir ein Panorama eröffnen, das von den opulenten Bällen der Romanows über glanzvolle Krönungsfeiern bis hin zu extravaganten Festessen von Maharadschas reichen würde. Königshäuser, Designer, Künstlerinnen, Schriftsteller, Politiker, Filmstars und diverse andere Berühmtheiten würden wieder zum Leben erweckt. Ich würde König Eduard VII. von England, die russische Großfürstin Maria Pawlowna und Coco Chanel erleben ebenso wie die Herzogin von Windsor, Elizabeth Taylor, Grace Kelly und Queen Elizabeth II., die allesamt eine Rolle in der imposanten Geschichte der Familie Cartier spielten. Und was sie verband, waren die Juwelen meiner Vorfahren. Smaragde groß wie Vogeleier, unzählige Ketten aus perfekten Perlen, ein Feuerwerk an Diamanten in seltenen Farben, verwunschene Edelsteine, außergewöhnliche Saphir-Diademe und der leichteste und hellste diamantbesetzte Miederschmuck.

Aber die Briefe erzählten auch eine sehr menschliche Geschichte. Wie ich bald entdecken sollte, ging es hier nicht nur um Diamanten, Glanz und Glamour, sondern in den Bündeln waren auch Briefe heimwehkranker Kinder und besorgter Eltern. Freudige Telegramme verkündeten die Geburt eines Kindes, gramerfüllte brachten eine Todesnachricht. Ich fand Liebesbriefe, Wutschriften und schillernde Berichte aus fremden Ländern. Aus manchen Seiten sprach die Hoffnung, aus anderen die Angst. Ein Vater bot seinem Spross Hilfe bei seinen neusten Unternehmungen an, Brüder erzählten einander per Luftpost von ihren Problemen und Erfolgen – Briefwechsel, die von unverbrüchlichen Freundschaften zeugten.

Mein Großvater hatte uns manchmal von alten Briefen erzählt, die seine Eltern ihm hinterlassen hatten, er aber nicht mehr wiederfinden konnte. Er hatte sich schon damit abgefunden, dass die Korrespondenz verloren gegangen war oder er sie bei seinem Umzug nach Frankreich versehentlich weggeschmissen hatte. Als ich ohne den versprochenen Champagner – den wir später in einem Schrank unter der Treppe entdeckten – auf die Terrasse zurückkam, konnte ich ihn mit einem Bündel ebenjener Briefe überraschen, die er für verloren hielt. Er war begeistert.

Ich liebte meinen Großvater heiß und innig. Er war großzügig

wie niemand sonst, liebevoll und freundlich und brachte uns alle mit seinem unnachahmlichen Glucksen, das von seinem Bauch aus den ganzen Körper in Schwingung versetzte, zum Lachen. Hinter seiner zurückhaltenden Art hätte kaum jemand einen Mann vermutet, der jahrzehntelang ein weltberühmtes Schmuckunternehmen geleitet hatte. Am wohlsten fühlte sich dieser stille, introvertierte Mensch daheim, wo er nie von sich aus über das Geschäft sprach. Und selbst wenn wir ihn danach fragten, sang er meist nur ein Loblied auf seine Vorfahren oder die versierten Handwerker und Gestalter, die für ihn gearbeitet hatten, während er mit seinen eigenen Talenten hinterm Berg hielt. Für gewöhnlich hörte er lieber zu, statt selbst zu reden. Er wollte das Neueste über die Familie erfahren, wollte wissen, ob es allen gutging und wie er, falls dem nicht so war, helfen könnte. Jean-Jacques hatte sich kurz vor meiner Geburt nach Frankreich zurückgezogen. Jahr für Jahr stand er im Juli am Flughafen von Nizza, um uns in Empfang zu nehmen und zu seinem Haus zu fahren, wo er anfangs noch zusammen mit meiner Großmutter wohnte und später, nach ihrem Tod, allein. Jahr für Jahr stand er irgendwo unauffällig im Hintergrund, mit seiner Pfeife und Mütze als Markenzeichen, während wir schwer bepackt in die Ankunftshalle kamen. Sowie er uns sah, trat ein Lächeln auf sein Gesicht und er eilte herbei, um uns beim Tragen zu helfen und uns hinaus in die palmenbewehrte Hitze zu geleiten. Wie ich die Fahrt vom Flughafen zu seinem Haus genoss! Jetzt konnte der Sommer beginnen.

Auf der Promenade des Anglais schauten wir auf das glitzernde Meer und die fröhlichen Strandgänger zur Linken, und nach einigen Kilometern bogen wir ab, um hinauf in die Hügel zu fahren. Jean-Jacques' schwacher Punkt war seine Lunge, genau wie bei seinem Vater, weshalb er sich einen Wohnsitz in den Bergen in frischerer Luft gesucht hatte. Nachdem wir die Küste und die Massen hinter uns gelassen hatten, wurde die Landschaft immer menschenleerer, bis wir schließlich in seinem kleinen Dorf ankamen. Wir fuhren an der Boulangerie vorbei, am Gemüseladen und dem Wagen, der Pizza aus dem Holzofen verkaufte, dann mussten wir nur noch eine scharfe Kurve nehmen und waren auf der Holperstraße, die hinauf zu seinem Haus führte, fernab der Welt. Zu beiden Seiten des Weges kauten

Ziegen an langen, trockenen Grashalmen, und wie immer stand auch Thérèse Spalier, die ältere Ziegenbäuerin, die in einem wunderschönen großen Landhaus aus Naturstein wohnte, das nur winzige Fenster hatte, damit es drinnen immer kühl blieb. Noch ein paar weitere scharfe Kurven, dann standen wir vor dem weißen Tor zu unserer Sommerfrische.

Dahinter eröffnete sich uns eine wahre Oase. Als wir aus dem heißen Auto stiegen und über den hellgrauen Kies liefen, wurden wir vom Zirpen der Grillen begrüßt. Der Garten, in den Jean-Jacques seit seiner Rente viel Arbeit steckte, war im Gegensatz zur allgegenwärtigen Dürre von farbenfroher Üppigkeit. Der grüne Rasen erstreckte sich von der Terrasse in endlose Weiten, auf denen wir als Kinder unsere Rennen und später Badmintonspiele austrugen. Links davon, eine Ebene unterhalb der Terrasse, lag der Pool, gesäumt von Lavendel und Rosmarin. Und an der Böschung direkt unterhalb wuchsen Zitronen-, Clementinen- und Pampelmusenbäume. Hinter dem alten Poolhaus mit seinem von Jasmin überwucherten provenzalischen Dach führte der Blick bis hinab zur Küste. Bei klarem Wetter konnten wir die Boote auf dem Mittelmeer sehen. Am unteren Ende des Gartens standen Aprikosenbäume und Sträucher mit Johannisbeeren und Himbeeren. Und es gab auch wohlriechende, saftige Tomaten. Fürsorglich, wie er war, hatte Jean-Jacques sie für uns gepflanzt und wässerte sie bis zu unserer Ankunft jeden Abend, obwohl er selbst keine Tomaten mochte. Abends nahm der in der Mittagssonne in hellstem Blau erstrahlende Himmel ein sanftmildes Rosa an. Das war der Himmel von Matisse, Picasso und Cézanne. Meine Großeltern hatten ihre Flitterwochen in Saint-Paul-de-Vence verbracht, einem Bergstädtchen ganz in der Nähe, das lange Zeit Künstler angezogen hatte, bevor es bei den Touristen in Mode kam. Es war kein Zufall, dass sich mein Großvater diese Gegend für sein Altenteil ausgesucht hatte. Als Künstler zog es ihn zu seinesgleichen. In seinen letzten Lebensjahren, da sein Augenlicht schwächer wurde, schaute er oft zum Horizont über dem Meer. »Ich versuche, dieses Bild in meinem Kopf festzuhalten«, erklärte er mir einmal, als ich mich am Abend zu ihm auf die Terrasse setzte. »Wenn ich wirklich blind werden sollte, werde ich dieses Licht furchtbar vermissen – nicht das Licht bei Sonnenuntergang, sondern



kurz davor, wenn es besonders subtil ist.« Oben im Garten hatte er sich ein Atelier eingerichtet, das für seine Zeit hochmodern war, mit Glasschiebetüren auf der einen Seite und einem großen rechteckigen Panoramafenster über seinem Pult, von dem aus er das Meer sehen konnte. Das Atelier, das voll war mit Skizzenbüchern, Zeichenpapier und dünnen schwarzen Stiften, diente ihm als kreativer Rückzugsort.

Was Jean-Jacques an seiner Arbeit bei Cartier begeistert hatte, waren nie die dicken Juwelen gewesen.<sup>1</sup> Ihn interessierte viel mehr, originelle Entwürfe zu ersinnen und nach herausragender Handwerkskunst zu streben. Diese Philosophie bestimmte auch seinen Stil im Privaten. Er hatte jeden einzelnen Gegenstand im Haus – sei es eine kleine Bronzeskulptur, ein Ölgemälde oder ein spanischer Esstisch – seiner Schönheit halber erworben und ihm den idealen Platz zugewiesen. Überall sah man ausländische Einflüsse, von den indischen Teppichen über den chinesischen Couchtisch bis hin zu den persischen Miniaturen. In die Schmuckstücke des Familienunternehmens waren Inspirationen aus aller Welt eingeflossen und Jean-Jacques umgab sich wie sein Vater und seine Onkel gern mit eklektischer Kunst. Aber er war nicht in der Vergangenheit stecken geblieben. Der Bücherschrank aus Glas und Metall, den er für die hintere Wohnzimmerwand entworfen hatte, damit sein Vater seine Bücher unterbringen konnte, war Ausdruck seiner Philosophie des »weniger ist mehr«. Alles hatte seinen festen Platz. Trotzdem hörten wir nie auch nur die leiseste Beschwerde, wenn wir in sein Haus einfielen und alles ins Chaos stürzten. Im Gegenteil. Wenn uns aus Versehen etwas kaputt ging, fragte unser Großvater immer nur, ob uns nichts passiert sei. »Mach dir nichts draus, mein Schatz«, sagte er, wenn wir uns beschämt entschuldigten. »Hauptsache, euch geht es gut.«

Die Ferien bei Großvater waren himmlisch. Und wenn wir heimfuhren, weil die Schule wieder losging, blieben wir per Brief mit ihm in Kontakt. Überkam uns später auf dem Internat mal wieder das Heimweh, brachten uns seine Briefe mit seiner schönen Handschrift stets ein wenig Linderung. Er wusste nur zu gut, wie sich Heimweh anfühlte, und weil er so überaus einfühlsam war, konnte er es nicht ertragen, wenn andere Menschen unglücklich waren. Als Legastheniker bereitete ihm das Schreiben große Mühe, weshalb er lieber Bilder

als Worte benutzte. So enthielten die schmalen Briefseiten meist Skizzen von Tieren mit lustigen Bildunterschriften, die uns zum Lachen bringen sollten.

Als wir älter waren und begriffen, dass dieser unser Großvater auch einmal ein eigenes Leben geführt hatte, fingen wir an, ihn nach seiner Vergangenheit zu fragen. Auch wenn er sonst nie von sich sprach, erzählte er uns dann manchmal ein paar Anekdoten: wie er im Buckingham-Palast eingeschlafen war, während er auf die Königsfamilie wartete, und wie ihn die Königinmutter wecken musste, was ihm zuhächst peinlich war. Oder wie sein französisches Kavallerieregiment im Zweiten Weltkrieg mit Schwertern ausgerüstet wurde wie zu Napoleonischer Zeit, um gegen schwerbewaffnete Panzer zu kämpfen. Manchmal erwähnte er auch bestimmte Schmuckstücke, zum Beispiel einen Kosmetikkoffer, den für eine Fürstin herzustellen ihm Vergnügen bereitet hatte, oder ein Diamant-Collier, das sein Vater für einen Maharadscha angefertigt hatte. In vielen Geschichten ging es um frühere Generationen der Familie, vor allem um seinen Vater und seine zwei Onkel, jene drei Brüder, die aus Cartier das weltweit führende Schmuckunternehmen gemacht hatten.

Schon bevor ich den Stapel Briefe entdeckte, hatte ich einige Erinnerungen meines Großvaters niedergeschrieben, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Tatsächlich brachte mich dann jemand anderes auf die Idee, unsere Plaudereien am Mittagstisch, wenn uns unser Großvater, Baguette kauend, Einblick in die Vergangenheit gewährte, aufzuzeichnen. Als mein Mann, dessen Großeltern nicht mehr lebten, zum ersten Mal an einem unserer Familientreffen teilnahm, erkannte er, dass uns hier ein einzigartiges Fenster in eine andere Welt geöffnet wurde. Und er sorgte sich, dass diese Geschichten für immer verloren gehen würden, wenn niemand sie aufschrieb.

Durch meine Entdeckung im Weinkeller wurde aus einer zufälligen Ansammlung von Anekdoten etwas Größeres. Nachdem ich die Briefe geborgen hatte, verbrachte ich den Rest des Sommers damit, sie mit meinem Großvater durchzugehen. Meist setzten wir uns zur Teezeit in seinem Wohnzimmer zusammen. Seitdem er nach Frankreich gezogen war, vermisste er diese englische Tradition, weshalb ich mich mehr oder weniger erfolgreich daran versuchte, das Gebäck

aus dem Kochbuch meiner Großmutter aus den 1970er Jahren nachzubacken. Während wir die Briefe lasen, stellte ich ihm Fragen, wenn ich etwas nicht verstand oder mehr über die Hintergründe erfahren wollte. Ich konnte sie gar nicht schnell genug verschlingen, diese Briefe, fasziniert von dieser weit ausufernden Geschichte, von der ich so wenig wusste. Er dagegen las langsamer und bedachte dankbar jedes einzelne Wort. Oft saß er einfach nur mit einem Brief in der Hand in seinem Lieblingsstuhl und sah in die Ferne.

Just am Tag vor meiner Entdeckung hatten wir wie des Öfteren zusammen einen Auktionskatalog mit Schmuckstücken durchgeblättert. Wenn mein Großvater ein interessantes altes Stück von Cartier sah, nahm er sich immer Zeit, mir zu erläutern, wie es hergestellt worden war, welche Inspirationen darin eingeflossen waren oder welche Schwierigkeiten die Kunsthandwerker bei der Fertigung gehabt hatten. An jenem Tag wies er mich auf einige Schmuckstücke mit ägyptischen Einflüssen aus den 1920er Jahren hin, die unter der Ägide seines Vaters hergestellt worden waren. Er erzählte mir, welchen Furor die Entdeckung des Grabs von Tutanchamun ausgelöst hatte und dass danach die Geschichte der Antike in Mode gekommen war. Nach meiner Entdeckung scherzten wir, die Ausgrabung des staubigen Briefstapels sei mein Tutanchamun-Moment gewesen. Er würde ein neues Licht auf die Vergangenheit werfen und die sepiafarbenen Figuren auf den Fotografien, mit denen ich groß geworden war, in farbenfrohe, lebhaftere Menschen verwandeln. Und auch wenn ich es damals noch nicht wusste, sollten die Briefe meinem Leben eine neue Richtung geben. Je mehr ich las, umso weniger ertrug ich den Gedanken, dass sie einfach wieder in den Umschlag gesteckt und noch ein paar weitere Jahrzehnte an ihrer Ruhestätte verweilen sollten. Ich wollte mit meinem Großvater die komplexe Geschichte der Familie Cartier entfalten, solange er noch unter uns weilte. Denn die Briefe erzählten ja nur einen Teil davon.

Also fragte ich ihn eines Nachmittags, ob er mir erlauben würde, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Die gelegentlichen Erzählungen am Mittagstisch seien wunderbar, nur würde ich mir gern ein vollständigeres Bild von seinem Leben und dem Leben seiner Vorfahren machen, um womöglich eines Tages eine Geschichte der Familie

Cartier schreiben zu können. Damit bat ich ihn um einen großen Gefallen. Mein Großvater war die diskreteste Person, die ich kannte, und hatte sich immer geweigert, mit Autoren oder Journalistinnen über seine Vergangenheit zu sprechen. Aber ihm war auch klar, dass seine Erinnerungen, wenn er sie als letzter Cartier seiner Generation und in seinem hohen Alter niemandem erzählte, für alle Zeit verloren wären.

Außerdem wollte er nicht, dass seine unbesungenen Helden der Vergessenheit anheimfielen. Es gab zwar zahlreiche Bücher mit prachtvollen Bildern über die Cartiers, von denen ihm einige sehr gefielen, aber sie erzählten nicht die ganze Geschichte. Manchmal ärgerte es ihn, wenn ich ihn darauf hinwies, dass seine Version der Ereignisse nicht ganz mit dem übereinstimmte, was ich irgendwo gelesen hatte. »Was in den Büchern steht, hat keinen Wert«, schnaubte er. »Ich erzähle dir, was wirklich passiert ist, denn ich war dabei!« Und weil er wollte, dass die Familiengeschichte über seinen Tod hinaus Bestand hatte, willigte er ein.

In den nächsten Monaten besuchte ich meinen Großvater regelmäßig. Meist kam ich spätabends an, da ich am Freitagabend den letzten Flug nach der Arbeit nahm. Er saß in seiner kleinen Küche an dem weißen Resopaltisch aus den 1950er Jahren und wartete schon darauf, mir all die Geschichten zu erzählen, die ihm seit meinem letzten Besuch wieder eingefallen waren. Fast kam es mir so vor, als hätte ihn mein Interesse dazu angeregt, noch einmal zurückzublicken und sich an fast vergessene Menschen und Ereignisse zu erinnern. Und um sie wieder zum Leben zu erwecken, musste er sie mir erzählen.

Das Schöne daran war, dass auch ich ihm etwas geben konnte. Er hatte keinen Computer und wusste nicht, wie er nach alten Zeitungsartikeln oder Menschen hätte suchen können, denen er vor zig Jahren begegnet war. Also kam ich mit allem, was ich gefunden hatte, zu ihm: Artikel über seinen Vater, Bücher über ehemalige Kunden, Erinnerungen von Personen, die im Familienunternehmen gearbeitet hatten. Sogar ein paar Angestellte aus der alten Londoner Filiale von Cartier machte ich ausfindig. Viele waren schon achtzig oder neunzig Jahre alt, hatten Mühe, am Telefon zu sprechen, und hätten nicht mehr damit gerechnet, noch einmal von ihrer alten Firma zu hören.